

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 254. Bromberg, den 7. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dritter Teil.

1.

„Großer Sieg der Russen!" — „Die Türken in Armenien entscheidend geschlagen!" — Mit diesem Rufe stürmte die Schar der Zeitungsjungen gleich einer wilden Meute aus der Druckerei des „Giornale di Napoli" hervor und ergoß sich nach allen Himmelsrichtungen in die Straßen der Stadt.

Als einer von ihnen das stark besuchte „Gran Cafe del Palazzo Reale" an der Piazza del Municipio brüllend durcheilte, sprang einer der Gäste erregt auf, winkte den Jungen heran und riß ihm in seiner Ungeduld die Zeitung fast aus den Händen. Es war ein schlanker Herr, Mitte der Zwanziger. Er trug einen bequemen hellgrauen Sommeranzug von höchst elegantem Schnitt und einen breitrandigen Strohhut. Die helle Haut seines schmalen Aristokratengesichtes, der blonde Schnurrbart und die scharfen blauen Augen ließen sofort in ihm den Fremden erkennen. Man hätte ihn für einen Künstler halten können, wären nicht — im Gegensatz zu der sonstigen Ungezwungenheit seiner Erscheinung — seine Haltung so stramm, seine Bewegungen so schnell und bestimmt gewesen.

Während dieser Fremde den Inhalt des Blattes überflog, hatte sich seine Miene verdüstert. Nun aber warf er die Zeitung beiseite und zündete sich in einer Art, als wolle er den Ärger mit Gewalt verscheuchen, eine der langen, dünnen Virginiazigarren an und gab sich dann der Beobachtung des lebhaften Treibens um ihn her mit Aufmerksamkeit hin. — Unweit von ihm saß eine Gruppe älterer Neapeler Börsenleute, deren ausdrucksvolle, wunderliche Wuchderergesichter ihn besonders zu fesseln schienen, denn er holte plötzlich aus seiner Brusttasche ein kleines Skizzenbuch hervor und begann mit unglaublicher Schnelligkeit und Treffsicherheit zwei der lebhaft diskutierenden Geschäftsleute auf das Papier zu bannen. — Als er sich beobachtet fühlte, brach er seine Beschäftigung ab. Aber er schmunzelte, als er das Skizzenbuch wieder in die Tasche steckte, denn die wesentlichsten Züge seiner Modelle hatte er doch festgehalten; und es schien, als ob ihn diese Tätigkeit von seinen mißmutigen Gedanken ganz abgelenkt hätte. Wieder ließ er eine Weile lang seine Blicke scharf beobachtend umherschweifen. Aber endlich riß er sich aus seiner Beschaulichkeit, bestellte beim Kellner Tinte, Feder und Papier und schrieb folgenden Brief:

Neapel, den 16. Oktober 1877.

Liebe Eltern!

Nun weile ich schon fast eine Woche lang in dieser Stadt, von der es heißt, daß man ruhig sterben könne, wenn man sie gesehen habe, da es etwas Schöneres auf der Welt nicht gebe. Zwar glaube ich, daß sich viele unserer guten Wiener in einem etwas anderen Sinne über Neapel aussprechen würden, denn es gibt hier Menschen, Dinge und Verhältnisse, von denen sich ein braver Mitteleuropäer nichts träumen läßt. Für mich aber ist dieser Ort ein Paradies, das meine kühnsten Erwartungen übertroffen hat.

Schon am ersten Tage meiner Anwesenheit in Neapel habe ich mich fest entschlossen, den Rest meines Urlaubs hier zu verbringen. Aber wie lange wird dieser Urlaub noch währen? Das ist die bange Frage, die mich stets beschäftigt und mich noch immer hindert, den Genuß meines hiesigen Aufenthalts völlig auszukosten. Ich habe die Nachrichten über die Kämpfe vor Plewna natürlich mit der größten Spannung verfolgt und mich gefreut, wie tapfer sich die Türken dort halten. Nun lese ich aber soeben zu meinem größten Verdruß, daß die Türken gestern auf dem armenischen Kriegsschauplatze bei Aladja Dagh eine schwere Niederlage erlitten haben. Wenn noch weitere solche schwere Schläge folgen, muß ich wohl darauf gefaßt sein, vor Ablauf meines Urlaubs zum Regiment nach Wien zurückbeordert zu werden. Denn wenn Rußland das Übergewicht bekommt, muß Österreich auf der Hut sein und seine Armee für alle Fälle bereithalten. So gerne ich natürlich mit meinem Regiment ins Feld ziehen würde, wenn es gälte, das Vaterland zu schützen, so ärgerlich wäre es mir, diesen seit Jahren ersehnten und endlich erlangten halbjährlichen Urlaub abbrechen zu müssen, um dann in Wien auf ein Abrücken ins Feld zu lauern, aus dem am Ende gar nichts wird. — Nun, ich will das Beste hoffen und mir die Laune durch solche Sorgen nicht verderben lassen!

Die erste Nacht habe ich im Hotel d'Amerique verbracht. Trotz der herrlichen Aussicht auf das Meer und die Villa Nazionale habe ich mir aber gleich am nächsten Tage ein möbliertes Zimmer in einer der belebtesten Straßen der Altstadt gesucht. Mein Wirt ist ein echter Neapolitaner, von dem ich viel Interessantes über Land und Leute erfahre. Er hat, wie viele Anwohner seiner Straße, eine Antiquariatsbuchhandlung.

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich von der berühmten Umgegend Neapels bisher noch so gut wie nichts gesehen, die Stadt dagegen schon fast nach jeder Richtung hin durchstreift habe. Dabei habe ich die Erfahrung gemacht, daß die übelsten Viertel gerade die reichste künstlerische Ausbeute für mich bieten. Heute will ich noch eine kleine Entdeckungsreise in das berüchtigte Mercato-Viertel unternehmen, das einzige, das ich bisher noch nicht besucht habe. Dann kenne ich die ganze Stadt und hoffe, nach also befriedigter Neugier, die nötige Sammlung für eine größere Arbeit zu finden. Skizzen mache ich natürlich, wo ich gehe und stehe. Überhaupt bin ich hier so in einem Element, daß ich nicht übel Lust hätte, den Plan, mit dem ich schon immer spielte, zur Wirklichkeit zu machen: den bunten Rock an den Nagel zu hängen und ganz zur Pinselei überzugehen. Aber außer der Rücksicht auf Eure Wünsche hält mich auch die politische Lage hiervon ab. Man könnte es mir falsch

auslegen, wenn ich in einem Augenblicke, wo Österreich mit der Möglichkeit neuer kriegerischer Verwickelungen rechnen muß, den Abschied einreichen würde.

Nun laßt bald Gutes von Euch hören. Meine Adresse ist: Via San Biagio dei Librai 8, bei Signor Porpora. Bitte schreibt aber nur: „Herrn R. Using", da der Grafentitel hier in Neapel nur den Erfolg hat, seinem Besitzer das Leben um das Dreifache zu verteuern. Alle Preise richten sich hier ganz nach der sozialen Stellung des Mieters oder Käufers. Auch soll Steffi nicht wieder „Leutnant" auf die Adresse schreiben, wie bei ihrer letzten Karte. Wenn auch die Stimmung gegen Österreich hier nicht schlecht ist, seit der König von Italien bei uns in Wien war, so könnte doch dadurch leicht der Verdacht entstehen, daß ich als Spion hierher geschickt sei, wodurch nicht nur meine Behaglichkeit, sondern auch mein harmloses Malen und Skizzieren unangenehmen Störungen ausgesetzt würde.

Nun nehmt die innigsten Grüße, liebe Eltern, und die besten Wünsche für Euer Wohlergehen. Und grüßt mir auch den Franzl und die Schwestern herzlichst.

Euer dankbarer Sohn

Raimund.

Froh, den Brief an seine Familie endlich erledigt zu haben, rief Graf Using jetzt den Kellner, beglich seine Zeche, und nachdem er nochmals einen flüchtigen Blick auf den Stadtplan geworfen hatte, schlug er den Weg nach dem Mercato-Viertel ein.

Es war schon gegen sechs Uhr, als er auf dem großen Markt anlangte, der um diese Stunde still und fast menschenleer war. Der rötliche Schimmer der Abendsonne lag auf der vernachlässigten Fläche des Platzes und auf den Mauern der ihn umgebenden elenden, halbverfallenen Häuser. Es war, als ob sich ihre goldenen Strahlen hierher verirrt hätten und eine Ahnung von einer glücklicheren Welt herübertragend, diesen wüsten Ort nur noch trübseliger machten. — Lange stand Graf Using und sah auf dieses schwermütige und doch so malerische Bild. Er mußte daran denken, was dieser Platz im Laufe der Jahrhunderte schon alles gesehen hatte: die Hinrichtung des ritterlichen jungen Konradin, des Letzten der Hohenstaufen, und seines Freundes Friedrich von Baden durch den Henker des rachsüchtigen Franzosen Carl von Anjou; — den fürchterlichen Pöbelaufstand im Jahre 1647 unter Führung des Fischers Masaniello; und unzählige anderer entsetzlicher Schauspiele, in denen die Wildheit und der Blutdurst des neapolitanischen Volkes Orgien gefeiert hatten.

Endlich überquerte Using den Platz, um aufs Geratewohl in eine der belebtesten Straßen des verrufenen Viertels einzubiegen.

Am Eingang zum Lavinajo trat ein Polizist auf ihn zu: „Sie sind Fremder, nicht wahr? — Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß es nicht ratsam ist, diese Straßen nördlich von der Piazza Mercato allein zu betreten."

„Was sollte mir denn dort Schlimmes passieren?" fragte Using.

„Das kann ich Ihnen nicht im voraus sagen, mein Herr. Aber Sie müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß man Ihnen die Taschen ausleert und Ihnen, wenn Sie dabei nicht stillhalten wie ein Lämmchen, auch noch dazu eine blaue Brille aufsetzt, daß Sie tagelang nicht gut sehen können."

Graf Using dankte für die Warnung, erklärte aber, daß er es auf diese Gefahr hin versuchen wolle, das verrufene Viertel zu besichtigen. Und mit einem Gemisch von Neugier, künstlerischem Entzücken und Abenteuerlust betrat er das Lavinajo. Er ahnte nicht, daß dieser Entschluß seinem Leben eine bedeutungsvolle Wendung geben sollte.

Aller Schmutz, alles Verbrechen und alles Laster schien sich in dieser scheußlichsten Straße Neapels ein Stelldichein gegeben zu haben: An den Häusern lehnten die verdächtigsten Gestalten, — Männer mit weiten Hosen, buntem Halstuch und dicker goldener Uhrkette, die Mütze schief und verwegen in die Stirn gedrückt; — schmutzige Frauen und Mädchen, deren sorgfältige, mit glitzernden Steinen geschmückte Frisuren und elegante Schuhe in sonderbarem Gegensatz zu der sonstigen Vernachlässigung ihres Äußeren standen; — schmierige Betteln, deren Wohlbeleibtheit auf irgendein flottgehendes dunkles Gewerbe deutete; — lasterhafte Bengel mit unheimlich verdorbenem Gesichtsausdruck, denen man jedwede Niedertracht zutrauen konnte. Durch die Straße aber flutete ein unaufhaltsamer, dichter Strom brüllender Händler, winselnder Bettler und johlender Strolche. Die Luft erzitterte von dem Geschrei der Hausierer, der feilschenden Käufer, der scherzenden Müßiggänger und dem Lärm der spielenden Kinder, die sich halbnackt im Straßenkot wälzten. Und über allem lag ein dicker, öliger Dunst, — ein Gemisch von Holzkohlenrauch, Knoblauchduft und allen möglichen Gerüchen aus den zahlreichen Garküchen, die sich auf offener Straße niedergelassen hatten.

Gern hätte sich der Graf hier und da ein wenig aufgehalten, um diese für ihn neue Welt eingehender zu betrachten. Aber schon nach wenigen Minuten hatte er bemerkt, daß nichts so sehr die Aufmerksamkeit dieses Pöbels auf ihn lenkte, als zur Schau getragene Neugier. So schlenderte er denn, die Hände bequem in die Hosentaschen gesteckt, gemächlich die Straße entlang, als sei er hier zu Hause. Zwar wurde er dennoch überall sofort als Fremder erkannt und scharf gemustert, aber da er so sorglos und sicher auftrat und keinerlei Wertsachen an seiner Kleidung zu entdecken waren, ließ man ihn unangefochten seines Weges gehen.

Aber plötzlich blieb Using wie angewurzelt stehen. Alle Vorsicht vergessend, starrte er auf eine Erscheinung, die ihn so unwirklich dünkte, daß er zu träumen wähnte: In der Türe eines düsteren und schmutzigen Hauses stand ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit. Sie mochte etwa achtzehn Jahre zählen. Das offene schwarze Lockenhaar reichte ihr nur bis zu den Schultern und umgab in dichten Ringeln ein bezauberndes Gesicht, das von einem Paar übergroßer Augen von leidenschaftlichem und doch kindlichlieblichem Ausdruck vollkommen beherrscht war. Im Gegensatz zu den meisten weiblichen Wesen in dieser Straße war sie sauber gekleidet, aber mit einer Gleichgültigkeit, die man — wäre sie nicht von so künstlerischer Wirkung gewesen — als liederlich hätte bezeichnen müssen.

Dem Mädchen war der schlanke blonde Fremde, der sie jetzt so begeistert anstarrte, schon von weitem aufgefallen, denn seine hohe Gestalt ragte über die meisten der Vorübergehenden hinaus. Mit fast kindlicher Neugier und Unbefangenheit sah sie ihm in das feingeschnittene männliche Gesicht; und plötzlich begann sie zu lächeln: so belustigte sie sein Staunen, dessen Ursache sie sofort erkannt hatte.

Da ging Using, ohne recht zu wissen, was er tat, auf sie zu, zog seinen Hut und sagte in seinem regelrechten Schulitalienisch: „Nehmt es mir nicht übel, mein Fräulein, daß ich Euch so anstaune. Aber ich bin Maler und habe etwas so Schönes, wie Ihr seid, noch nicht gesehen. Ich heiße Raimund Using und komme aus Wien; und ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr mir auch Euern Namen nennen wolltet. Und wenn Ihr damit einverstanden seid, möchte ich dann Eure Mutter bitten, Euch malen zu dürfen."

Anmutig lächelnd hatte ihm das Mädchen zugehört. Zwar hatte sie nicht jedes seiner Worte verstanden, aber der Sinn seiner Rede war ihr doch klar geworden. „Ich heiße Carmela Spadari", antwortete sie nun mit ihrer weichen, vollen Stimme. „Es freut mich, daß Ihr mich so schön findet, und ich wäre natürlich überglücklich, einmal gemalt zu werden. Eine Mutter habe ich nicht mehr. Aber kommt nur herein und sprecht mit meiner Pflegemutter, denn ohne ihre Erlaubnis darf ich Eure Bitte nicht erfüllen."

In diesem Augenblick trat Donna Assunta in die Tür, und Graf Using fuhr fast entsetzt zurück vor dem Anblick dieses unsäglich häßlichen und unförmigen Weibes mit dem brutalen warzigen Gesicht und der dicken Zigarre im Mundwinkel. Aber schnell hatte er sich gefaßt und im stillen beschlossen, auch diese monströse Person auf die Leinwand zu bannen. Das wären zwei Modelle, wie sie ihm so leicht nicht wieder begegnen würden. Und sofort kam ihm die Idee zu einem Gemälde, auf dem er diese beiden Frauen in ihrem schier unwahrscheinlichen Gegensatze von Schönheit und Häßlichkeit vereinen wollte.

In ihrem für Using fast unverständlichen Dialekt erklärte Carmela der Pflegemutter wer der Fremde sei und was er begehre. Aber Donna Assunta schien Carmelas Freude durchaus nicht zu teilen. Sie musterte Using mißtrauisch und wollte ihn schon kurz abweisen. Da fiel ihr ein, daß gerade jetzt, da Raffaele für längere Zeit von Neapel abwesend war, die beste Gelegenheit sei, durch ein Gemälde von Carmela eine schöne Überraschung für seine Rückkehr vorzubereiten. Und so winkte sie dem Fremden, ihre Woh-

nung zu betreten, um über das Nähere mit ihm zu verhandeln. —

Als Graf Using eine halbe Stunde später die düstere Behausung der Wahrsagerin verließ, strahlte sein Gesicht vor Freude. Man hatte sich dahin geeinigt, daß er am nächsten Morgen mit Staffelei, Leinwand, Farben, Pinseln und Palette wiederkommen solle, um Carmela in ihrem Gärtchen zu malen. Zugleich hatte man sich gegenseitig zu strengstem Stillschweigen verpflichtet, um keine Gelegenheit zu Klatschereien zu geben und die Überraschung für Raffaele nicht zu verraten. Usings Ansinnen aber, auch Donna Assunta malen zu dürfen, war fast beleidigt zurückgewiesen worden. Die Wahrsagerin hatte es für einen frechen Scherz gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Theofiel.

Eine heitere Schulgeschichte von **Wolfgang Schmidt.**

Seine Schüler nannten ihn Theofiel. Denn Theodor Becker hatte als junger Referendar die Unvorsichtigkeit begangen, einer Biederkeit heuchelnden Sekunda anzuvertrauen, daß er als kleines Kind seiner Mutter aus dem Arm f i e l und die ganze Treppe hinunter kollerte. Worauf ihm dieser ebenso geistvolle wie orthographisch aufreizende Spitzname prompt zuteil wurde.

Theofiel war ein Original. Er hatte eine etwas näselnde Stimme, einen grotesk geformten Kopf, und wenn er ging, pflegte er mit den Armen zu rudern, denn er hatte die Hände stets fest in die Enden der Rockärmel verkrallt. Gerüchtweise wurde die Behauptung laut, seine Haushälterin habe alle Rockärmel mit dickem Leder ausgenäht, da sonst der Theofielsche Verschleiß an Röcken zu groß geworden wäre. — —

Theofiel war trotz seiner 50 Jahre noch einmal versetzt worden. Als erstes erfuhr er von den neuen Kollegen, daß seine zukünftige Prima an einer geheimen Schülerverbindung beteiligt sei und sich in- und außerhalb der Stadt in heimlichem oder — wie man will — unheimlichem Saufen hervortue.

Theofiels Begrüßung durch die Klasse fiel etwas frostig aus. Er erstarrte fast, als er in den Staub sämtlicher Fenster liebevoll seinen Spitznamen eingemalt sah — die Prima hatte sich in aller Eile brieflich bei den Primanern seiner alten Anstalt danach erkundigt. Theofiel besann sich und sagte nichts.

Die Prima und Theofiel „berochen" einander, wie man so sagt. Theofiel konstatierte bei dem Klassendurchschnitt eine außergewöhnliche Trägheit sowie völlig ungenügende Kenntnisse. Im Laufe seiner praktischen Winke bezüglich der Aufrechterhaltung des guten Einvernehmens zwischen Lehrer und Schüler streifte Theofiel auch die verbotene Schülerverbindung. Er verbat sich ausdrücklich, daß ihm da irgendwelche Klagen zu Ohren kämen . . .

Die Klagen kamen doch. Theofiel hatte ausgekundschaftet, daß im benachbarten Dorfe wahre Bierorgien gefeiert würden. Er erkundete die Zeit einer neuen Zusammenkunft und betrat überraschend im Wanderkostüm das Wirtshaus. Kein Primaner war zu sehen. Theofiel bestellte ein Bier und wartete geduldig. Der Wirt brachte ohne Aufforderung noch ein Bier, noch eins und noch eins. Theofiel trank gedankenvoll. Nach zwei Stunden beschloß er, kampflos das Feld zu räumen, und verlangte zu zahlen.

Der Wirt meinte freundlich: „Lassen Sie nur, lieber Mann! Es ist schon bezahlt."

Theofiel erstaunte: „Ich wißte wärklich nicht . . .?"

Darauf der Wirt vertraulich: „Die Herren, die im Separatzimmer bis vor zehn Minuten getagt haben, sagten: „Geben Sie dem Mann draußen 'n paar Glas Bier auf unsere Kosten! So 'n armer Schlucker will auch was haben." Ja, ja, nette Menschen, die jungen Herren . . ."

Theofiel verließ sprach- und grußlos das Lokal. — —

Unter allgemeinem Schmunzeln meinte er einige Tage später zu seinen Schülern: „Trinken Sie nicht ab ond zo ein Gläschen Bier ärgendwo? Ich mechte gerne einmal mit meinen Schielern gemietlich zosammensitzen."

Freudestrahlend vereinbarte man als Treffpunkt das nämliche Lokal. Theofiel erschien pünktlich.

„Ton Sie sich aber nicht zo viel an! Ich iebernehme keine Verantwortung." Man grinste, denn es war beschlossen, daß Theofiel unter den Tisch getrunken werden müsse.

Man saß zunächst sittsam um den Tisch, sprach über griechische Götterverehrung und die Einflüsse des Demosthenes auf Cicero. Theofiel machte allgemeine Bemerkungen über die „Giete des Bieres" und die „scheene Lage der Stadt". Nach dem dritten Glas beschäftigte man sich jedoch ausschließlich mit dem Bier.

Keiner der innerlich frohlockenden Korona wollte es sich nehmen lassen, dem verehrten Lehrer zuzutrinken, und Theofiel kam in jovialster Weise nach. Die Stimmung hob sich, man sang Lieder, und einzelne Schüler schwankten bereits bedenklich. Theofiel trank heiter weiter. Er ließ Stiefel auffahren und nahm sich jeden einzelnen vor. Ab und zu meinte er, so schön es auch sei, man dürfe sich nicht zu viel tun, und der Unterricht beginne pünktlich. Man versicherte ihm, man werde sich in Grenzen halten.

Die Versicherung kam recht kleinlaut. Teils weil die Primaner schon „genug" hatten, teils weil eine Anzahl bereits durch Abwesenheit glänzte. Mit Theofiel kamen sie nicht mit. Das merkten sie schließlich. Und in vorgerückter Stunde mußte Theofiel feststellen: Er war allein auf weiter Flur.

Theofiel erhob sich artig, beglich die Bombenrechnung, meinte zu dem verdutzten Wirt, er freue sich auf den hübschen Nachhauseweg im Mondenschein, und der Wirt möchte den Herren bestellen, er sei einstweilen vorausgegangen.

Seitdem war Theofiel anerkannt und geachtet. — —

Einige Tage später hatte man trotz allem Radiergummis auf die Heizung gelegt, und es stank mörderisch, als Theofiel das Klassenzimmer betrat. Er schnüffelte ein wenig und meinte dann:

„Halten Sie Fenster und Türen gut geschlossen und übersetzen Sie von Vers 517 bis 620! Ich habe eine Abhaltung."

Theofiel beauftragte den Hausmeister, die gute Schließung der Fenster und Türen nachdrücklichst zu überwachen, und verschwand.

Als die Prima am Ende der Stunde das völlig verpestete Klassenzimmer verließ, war allen übel.

*

Einmal beschäftigte sich Theofiel mit seinem Lieblingssündenbock Müller.

„Können Sie mir etwas über die Wesenszüge der Stoiker sagen, Müller?"

Müller war nicht im Bilde.

Theofiel nach einer Weile: „Haben Sie Geschwister, Müller?"

„Jawohl, Herr Professor, zwei ältere Brüder."

„Sind es intelligente Menschen,"

„Außerordentlich intelligente Menschen, Herr Professor."

„Und wie vertragen Sie sich mit Ihnen?"

„Sie vertragen sich ausgezeichnet mit mir."

„Sehn Sie, Müller, das sind Stoiker . . ."

*

Theofiel fand einst sein Klassenbuch durch die Eintragung einer Arreststrafe, die der Mathematiklehrer dem Böhm wegen Faulheit zudiktiert hatte, verunziert. Große Inquisition.

„Sie waren also unvorbereitet, Böhm?"

„Jawohl, Herr Professor."

„Sind Sie etwa auch für mich unvorbereitet?"

Böhm schwieg.

„Also ja. Hören Sie, Böhm, Sie könnten sich viele Unannehmlichkeiten sparen, wenn Sie sich während des Unterrichts ein Schild umhängen würden mit der Aufschrift: Außer Betrieb. Ihre Fünf bekommen Sie ohnedies, und Sie ersparen uns Aufregungen . . ."

*

Theofiel war alt geworden.

Prima auf Prima hatte er ins Leben gehen sehen. Alle seine Schüler hatten ihn verulkt und ihn dennoch verehrt. Denn man lernte viel bei ihm. Unzählige Böhms und Müllers verdankten seiner Gutmütigkeit und Einsicht den reibungslosen Rutsch aus der Schule. Er war ein Philosoph, der die Menschen nicht nach addierten Noten oder Fehlern bemaß. Mochten die Böhms oder Müllers noch so listig mogeln. Theofiel wußte es, noch ehe sie den Mund auftaten und — hatte ihnen schon verziehen. Er wußte, daß es im Leben auf andere Dinge ankommt.

Zuletzt sah er sehr schlecht.

Ein Böhm hatte wieder mit List den Spicker zum Übersetzen herangezogen, und mit glänzendem Erfolg.

„Sehr gut, Müller“, sagte Theofiel, „eine ausgezeichnete Interpretation. Ich gebe Ihnen eine Eins.“

„Verzeihung, Herr Professor“, rief da Böhm, „Sie haben nicht richtig gesehen, ich habe übersetzt, Böhm, nicht der Müller.“

„Böhm“, antwortete Theofiel milde, „lassen Sie mir doch die Illusion, daß auch der Müller einmal gut übersetzt hat. Auf Ihrem eigenen Mist gewachsen ist es ohnedies nicht; außerdem hat es keine Bedeutung und stimmt mich versöhnlich . . .“

Kurz darauf ging er in den Ruhestand.

Der Mann mit den Bäumen.

Skizze von Albert Kreiß.

Die Leute von Horsteberg in der Marsch wurden von einem Fremden im Verlaufe einiger Monate in Anspruch genommen. Die Gespräche, die der in besten Jahren stehende Mann über Vieh- und Bodenpreise, Wirtschaftswesen und das Wetter mit jedermann führte, ließen auf landwirtschaftliche Absichten schließen.

Viehweiden, Wassergräben, Windmühlen und Röhricht mit vielen Staren, außerdem der Schloßpark mit der Gärtnerei können ja einem Fremden, der nur zu seiner gesundheitlichen Erholung verweilen würde, nicht genug bieten. Das Schloßgebäude ist weder alt noch romantisch oder bemerkenswert. Vielleicht würde man etwas in der Gärtnerei entdecken, wo es seit Jahr und Tag die junge Leiterin durchgesetzt hat, daß mit Grünzeug, altem Laub und sonderbarerweise auch mit Baumrinden gearbeitet wird. Der Fremde kümmerte sich um diese Dinge nicht. Von seinem Wirt, dem Landmann Tjark, der ihm nicht aus wirtschaftlichen Absichten, sondern aus Neigung zu menschlicher Unterhaltung ein Zimmer mit Verpflegung abgegeben hatte, lieh der Fremde fast täglich ein Rad und fuhr nach dem Seeaußendeich. Eines Morgens fing er auch Aale im taunassen Grase. Dann half er für eine halbe Stunde beim Umgraben von Bohnenland. Endlich gelangte er danach zu der regelmäßigen Tätigkeit, die ihn monatelang mit den Bäumen im Schloßpark beschäftigte.

Sobald morgens der Briefträger dagewesen und der Vormittagstee gemeinschaftlich getrunken war, ging der Fremde mit Bleistift und Zeichenblock in den Park. Jedermann sah, was er dort tat. Er zeichnete Bäume, — Eschen, Eichen, Tannen, Lärchen und Eiben.

„Ja, da hat jeder einzelne Baum seine Seele, seine Urheimat“, sagte er.

„Es dauert lange bis man einen Baum versteht. Jeder ist eine Landschaft für sich, nicht wahr? Wenn man nun den Baum zeichnet, nimmt man ihn auf, und man vergißt ihn nie. Bäume wollen richtig verstanden werden“, fügte er immer hinzu, wenn man ihm weiter bei seiner Arbeit zusah.

Es waren gute, sprechende Zeichnungen, die der Fremde im Laufe der Zeit anfertigte.

„Was tun Sie nun damit?“ fragte Tjark.

„Nichts. Es ist nur, damit die Bäume einmal verstanden werden“, antwortete der Fremde. — Tjark dachte nach. „So wollen wir jetzt ein paar Aepfel für uns abschütteln“, sagte er endlich. Am Tage der Abreise des Fremden geschah etwas, die Mädchen spülten gerade die Milchkannen. „Ich will hier ein Feuer machen“, sagte der Fremde und hielt alle seine Zeichnungen in den Händen.

„Aber, das ist doch schade. Lassen Sie uns die Blätter! Wir freuen uns daran“, meinte Tjark.

„Es wäre sinnlos“, murmelte der Fremde. Und er warf sie ins Feuer.

Als alles verbrannt war, zog er Tjark beiseite.

„Freund, ich wollte verstanden werden. Aber ich wurde nicht verstanden. Da ist ein Mädchen. Es hat die Bäume gern. Es sollte die Blätter haben, meine Bäume. Aber es hat mich nicht verstanden, das Mädchen“, sagte der Fremde. Er lächelte schwermütig.

Bei den Milchkannen hörte der Spüllärm auf. Tjark antwortete nichts. Der Wind des weiten Marschenlandes rauschte im nahen Röhricht. „Wollen Tee trinken“, sagte Tjark.

Der Fremde sprach noch eine Stunde lang vom Wetter und von der Landwirtschaft. Dann kam der Autobus.

„So, das war es“, brummte Tjark als der Fremde fort war. — „Das war es“, sagten die Leute von Horsteberg.

Seele des Herbstes.

Skizze von Margarete Koch.

Das bunte Laub des Herbstes raschelte im Winde. Wie goldene Schmetterlinge sanken lautlos die Blätter von den Bäumen, tanzten braun und rot über die Erde hin und türmten sich locker und leuchtend am Wegrand auf.

Zwei Menschen kamen langsamen Schrittes den Weg entlang. Die Sonne hängte schimmernde Schleier in Bäume und Büsche, sie malte goldene Kringel auf den herbstfeuchten Boden und lag warm und glänzend in den Augen der beiden Wandernden.

Wo die Bäume sich lichteten und der Blick sich frei hinausschwingen konnte in die Ferne, blieben sie stehen. Hoch und still standen krause Zephirwölkchen im Blauen, das Land lag in sanftem, fließendem Licht, und hinten am Horizont zeichnete sich matt die Linie geschwungener Bergrücken ab.

„Ich könnte denken, dies hier unter uns wäre das Meer“, sagte die Frau sinnend, „und ich stände hier wie Iphigenie“ — sie deutete zu den fernen Bergen hinüber — „das Land der Sehnsucht mit der Seele suchend . . .“

„Immer ist Sehnsucht Ferne“, antwortete der Mann, und — während sein Blick aus der Weite zurückkam — „und immer ist Nähe Glück.“

„Immer?“ Die Frau lächelte wehmütig. „Bald werde ich es wissen, daß auch Ferne Glück sein kann.“

Es war wie ein schweigendes Gelöbnis zwischen ihnen, wie ein leises, schwingendes Lachen.

In diesem Augenblick fuhr dicht vor ihnen ein Zug über die Brücke. Das Räderrollen klang wie lockende Musik, die Sonne schien strahlender zu leuchten und die Ferne verheißungsvoll ihnen entgegen zu atmen.

„Siehst du es?“ fragte die Frau, „die Berge kommen näher. Es ist schön, zu träumen, daß man da hinaufschritte. Immer nur den Blick nach oben gerichtet, während unten die Welt und das Leben in Dunst versinken. Dann wird auch alles das still und fern werden, was unser Schicksal an dunklen Stimmen mit sich trägt — die Seele wird frei sein und ohne Fehle . . .

Der Mann preßte ihre Hand. „Wir fühlen beide die Seele des Herbstes zu tief“, sagte er fest. „Komm, laß uns die Nähe erfassen und die Ferne ertragen lernen.“ Sie schritten weiter.

Das Land drunten hatte aufgehört zu leuchten, die Sonne ward müde, der Abend sank feucht über fahles, welkendes Laub.

Ein Zug fuhr über die Brücke — in das Dunkel hinein. Mit wachen, hellen Fenstern, die noch lange wie grüßende Augen von ferne glänzten.

Eine Frau sah ihm nach. Die roten Schlußlichter glommen noch immer aus der stets dichter werdenden Dunkelheit herüber . . . Oder waren es die Sterne, welche die Nacht nun wie reine Fackeln ewiger Sehnsucht entzündete?

Brausender Novemberwind.

Brausender Novemberwind
Stürmt um braune Ackerbreiten,
Meine wachen Sinne sind
Aufgetan, um mitzugleiten!

Heute sind wir, ich und du,
Kühngeschwisterte Gesellen,
Morgen wallen auf uns zu
Lautlos schon des Winters Wellen . . .

Übermorgen starren blind
Alle Quellen, die noch klingen — —
Laß, solang' wir brausend sind,
Uns die dunkle Nacht bezwingen!

Margarete Koch.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.